

Maja Klimmek:

Über das Recht eines Wetters auf Selbständigkeit

Wir Deutschen haben eine Vorliebe für Wetterlaunen, das ist soweit nichts Neues. Es braucht im Sommer nur ein paar Tage lang zu regnen, und schon wird selbiger als verdorben erachtet, sobald jedoch die Sonne scheint, ist die Hitze unerträglich. Herbststürme kommen völlig unerwartet und hinterlassen eine ruppige Stimmung, der Schnee im Winter, nach dem wir uns alle exakt zu Weihnachten sehnen, besitzt die Impertinenz, bei Erwärmung der Temperaturen in ein widerliches Grau zu mutieren. Und der Frühling? Der kommt so merkwürdig mild daher, dass die geplagte deutsche Seele schon gar nicht mit ihm umgehen kann.

Es muss auf mysteriöse Weise eine beruhigende Wirkung haben, im Wetter stets einen Grund für Kummer zu finden; wir verharren in der trostlosen Stimmung, in die wir hinein geboren wurden und kommen gar nicht erst auf die Idee, so etwas wie Energie, Mut, eine Vision oder gar Lebensfreude zu entwickeln – dem Wetter sei Dank!

Da wir Deutschen uns jedoch auch von einem gewissen Hang zur Gründlichkeit nicht befreien können, haben unsere Wetterlaunen in den vergangenen Jahren einen neuen, holistischen Anspruch erlangt: Was vor Kurzem noch banaler Grund für schlechte Stimmung war, ist nun stets ein Zeichen des nahenden Armageddons. Zur Erklärung dieses Phänomens sei die Beobachtung vorangestellt, dass uns, ob bio-, sozio- oder pathologisch, anscheinend nur eine sehr vereinfachte Erinnerung für vergangene Wetter vergönnt ist – das Urteil über eine Jahreszeit entsteht ausschließlich aufgrund der letzten Tage ebendieser Phase und wird als solches für etwa zwei Jahre in den Gedanken gespeichert. Danach geht es, völlig unabhängig von seinen Wesenszügen, als weiterer Beleg in den „Deutsches Wetter ist böses Wetter“-Wissenspool ein.

Nehmen wir als Beispiel den Sommer des Jahres 2002. Hier herrschte wochenlang eine so unangenehm schwüle Hitze, dass lediglich die Mücken sich im Paradies wähten und ihre Population mit historischer Geschwindigkeit potenzierten. Wohl wahr: Es regnete andauernd, doch gleichzeitig lagen die Temperaturen konstant bei 25-30 Grad, und die Wohnungen heizten sich so sehr auf, dass sie erst im November wieder das Klima entwickelten, welches ihnen jahreszeitlich bedingt zusteht. Als jedoch gegen Ende des Sommers der Regen für etwa zwei Wochen versiegte, stürmten wir selig an die norddeutschen Strände, um uns in alter Manier gegenseitig platt zu liegen, und behaupteten nicht nur – und hier beginnt das Kunststück des volkseigenen Wetterempfindens –, dies seien die ersten warmen Tage des Sommers, sondern ebenfalls, dass die Hitze desselbigen nicht mehr auszuhalten sei.

Doch zurück zur neuentwickelten Endzeitstimmung, die jeder deutschen Wettertristesse anlastet und deren Voraussetzung die völlige Orientierungslosigkeit im Sammelsurium der vergangenen Wetterlagen ist. Neuerdings sind solche Sommer nämlich nicht mehr nur widerwärtig heiß, sondern sofort die heißesten und extremsten ihrer Art und somit unmittelbare Zeugen der fortschreitenden Erderwärmung. Da stört es übrigens überhaupt nicht, wenn die darauffolgenden Winter mit ebenso dramatischen Minustemperaturen das Nahen der nächsten Eiszeit belegen.

Für beides – sowohl für die Erderwärmung, als auch für das Nahen einer Eiszeit – existieren übrigens ernstzunehmende wissenschaftliche Belege. Wir befinden uns also wieder einmal in einer Situation, in der niemand wirklich etwas weiß und doch alle drüber reden.

Die Medien schließen sich in altbewährter Charakterlosigkeit dem Trend an, den sie vermutlich ursprünglich auch kreierte haben, Widersprüche schließen sich ja schon lange nicht mehr aus. Zu jedem Wetter erstellen eifrige TV- und Zeitungs-Redakteure garantiert eine Statistik, die belegt, dass es seit Anbeginn menschlicher Aufzeichnungen noch nie eine solch gravierende Klimalage gab. Dass sich zu jedem Phänomen eine entsprechende Statistik findet, scheint – obwohl allseits bekannt – niemanden wirklich zu interessieren. Ich gehe beinahe davon aus, dass demnächst genetisch manipulierte Narzissen gestreut werden, die eine Woche früher erblühen, als jemals zuvor beobachtet, und damit dem hysterischen Volke den Beweis dafür liefern, dass sich die Jahreszeiten auf ewig um 5 Arbeitstage nach vorne verschoben haben.

Liebe Mitmenschen: Wir alle machen uns Sorgen um unsere Umwelt. Ohne Frage gibt es bedrohliche Entwicklungen, irreparable Schäden und widerliche Verschwendungen im Umgang mit einem Planeten, der nun einmal unser aller Zuhause ist. Doch nicht jedes Wetter ist Phänomen dieses Verfalls, der zwar national beklagt wird, gegen den aber übrigens trotzdem kaum jemand etwas unternimmt. Die Dinge sind einmal mehr sehr einfach: Manchmal ist ein Wetter einfach nur ein Wetter. Es würde mich tatsächlich freuen – nie hätte ich gedacht, dass ich das einmal sagen würde –, wenn sich alle darauf beschränken könnten, in jedem Wetter einen Grund für ihr persönliches Elend zu erkennen, und die arme Weltklimaentwicklung dabei aus dem Spiel lassen.